

Sept.
Betrachtungen
über
die Religion
für
gebildete Leser.

Eine
Einladungsschrift

zu dem

am 12ten August 1822, *1822*

als dem Geburtsfeste unsers allergnädigsten
Königes

Georg des Vierten,

auf der Domschule zu Verden anzustellenden

Rede=Acte,

geschrieben

von

Ernst Ludwig Cammann.

Stade,

gedruckt bei Witwe Poekwitz und Sohn. 1822.

BIBLIOTHECA
GYMNASII
VERDENSIS.

BIBLIOTHECA
GYMNASII
VRBENSIS.

—○○○○○○○*

Von ihr, der ewigen, heiligen und über alles
Erdische erhabenen Himmelstochter, von ihr, der
in Rede, Zeichen und Bildern so vielfach darge-
stellt und nie vollendet oder völlig begriffenen,
— von der Religion soll in diesen Zeilen die
Rede seyn.

Nicht leicht kann Jemand einen Gegenstand
zur Behandlung wählen, über den, so lange die
Geschichte von Menschen weiß, mehr in Gesprä-
chen, in öffentlichen Reden und Schriften verhan-
delt worden ist, und über den auch noch in dem
gegenwärtigen Zeitalter mehr geredet und geschrie-
ben wird, als über den genannten. Wer sollte
eben deswegen wohl im Stande seyn, etwas nie
gedachtes oder nie gesagtes über denselben vorzu-
bringen, im Falle er nicht, um originel und neu
zu werden, das Bekannte und durch den Glauben
so vieler Bewährte verschmähend, eine neue
Bahn aufspürt und verfolgt, bei welchem Ver-
fahren er aber auch alsdann, je weiter er sich von
den allgemein anerkannten Wahrheiten entfernt,
desto weniger überzeugend, desto weniger Ver-

nunft und Herz befriedigend in seiner neuen Lehre seyn wird.

Jedoch der Gedanke, daß man eine Materie behandle, die schon so vielfach besprochen ist, kann demjenigen seine Wahl nicht verleiden, der sich erinnert, daß dieselbe eben darin eine sichere Bürgschaft, unumstößliche Grundwahrheiten zu enthalten, in sich trägt, wenn sie von ganz neuen Entdeckungen und einer gänzlichen Reform, oder Umkehrung des Bestehenden, gleich weit entfernt ist. Jedoch, mögen auch alle, die über diesen Gegenstand reden oder schreiben, von denselben Grundgedanken und Betrachtungen ausgehen, und endlich auf dieselben Resultate zurückkommen, und somit von einer Wiederholung des sonst schon Gesagten nicht frei bleiben, so ist und bleibt das Feld des Forschens und Nachdenkens, so wie auch die Möglichkeit des Erbauens und Belehrens, für alle Zeiten unübersehbar. In jedem einzelnen Menschen nämlich gestattet sich der religiöse Glaube, wenn er auch in allen eine und dieselbe Grundlage hat, auf eine eigenthümliche Weise, und so lange noch unter Menschen ein Unterschied der Individuen statt findet, so lange bleibt auch hier eine Verschiedenheit in der Ansicht, der Ueberzeugung, dem Glauben und der Bedeutung für das Leben. Jede wiederholte Forschung und ernste Prüfung, so wie sie in einem andern Lebensalter, unter andern Verhältnissen und Schicksalen, und so wie sie auf einem andern Standpunkte geistiger Cultur angestellt wird, giebt neue und von den frühern sich unterscheidende Resultate. Jedes Wort in Rede und Schrift macht nach dem Eigenthümlichen des Vortrages, nach der Einleidung und dem Gedankengange einen

besondern Eindruck auf das Gemüth des Betrachtenden, Hörenden und des sich dem Vorgetragenen mit forschender Aufmerksamkeit Hingebenden. Es kommt nämlich darauf hauptsächlich an, daß das Vorgetragene und Mitgetheilte dem ganzen Ideenkreise und der Bildungsstufe des Hörenden angemessen, in dieselben eingreifend, sich an dieselben anknüpfend und das ganze Gemüth zu dem Höheren und Unendlichen emporziehend, entwickelt und dargelegt werde. Wird dieser Weg richtig und genau verfolgt, so verfehlt die Mittheilung ihren Zweck nicht ganz, wenn sie auch darauf nicht berechnet seyn kann, Allen Alles seyn zu wollen.

Es ist freilich ein Fehler vieler, die den Mund über göttliche Dinge öffnen, daß sie, so wie die Religion eine Sache Aller ohne Unterschied ist, auch für Alle ohne Ausnahme unterhaltend, belehrend, erbauend reden oder schreiben wollen. Wer aber die individuelle Verschiedenheit der Menschen in Hinsicht ihrer Geistes-Cultur und den Schicksalen ihres Lebens streng in das Auge faßt, der wird die Nothwendigkeit einsehen, sich ein bestimmtes Ziel stecken, und die erwählte Bahn mit Ernst verfolgen zu müssen, um seine Kräfte nicht zu vergeuden, indem er versucht, Seden, der ihm durch Geist und Leben fern ist, heranzuziehen und für seinen eigenen Glauben und seine eigene Ueberzeugung zu gewinnen. Doch dies ist ein Punkt, auf den der Erfolg dieser Untersuchung selbst mehr Licht werfen wird.

Damit aber der Leser über den Zweck dieser Zeilen nicht lange in Ungewißheit bleibe, so mag hier im Voraus der Ideengang, so wie er

in diesen Betrachtungen beobachtet werden wird, mit kurzen Worten angedeutet werden.

Zuerst wollen wir im Allgemeinen einen Blick auf die Religion werfen und sehen, wie sie als eine Erscheinung unter den Menschen, sowohl in der Vorzeit, als auch noch in unsern Tagen, dem um sich blickenden Forscher so manches Auffallende, so manches unsern Glauben Beunruhigende, und so manches Räthselhafte, was wir nicht zu lösen im Stande sind, darbietet.

Hierauf wollen wir den eigentlichen Grund und Boden, auf dem die Religion im Menschen erzeugt wird, oder das Element, aus dem sie sich bildet, nachzuweisen suchen, und sehen, wie sie auf das Ueberstimmliche sich beziehend, als Erscheinung sich gestaltet. — Zum Schlusse soll auseinander gesetzt werden, daß sie sich ihrer unübersteiglichen Grenzen nicht überheben dürfe, um nicht in ein leeres Luftgebilde und in schwärmerische Träumereien auszuarten.

Reichhaltig ist der gegebene Stoff. Ihn kurz zu behandeln, so daß manches mehr nur angedeutet, als ausführlich entwickelt werden kann, machen die Grenzen dieser Schrift nothwendig. Nichts wird von Seiten des Lesers vorausgesetzt, als gesunder Menschenverstand und ein ernster Sinn für das Ueberstimmliche, Unvergängliche und Göttliche.

Daß die Religion in unsern Tagen nicht ganz in Verfall gerathen, und daß der religiöse Sinn nicht gänzlich erstorben ist, wie sehr auch manche strenge Zeloten und Zionswächter darüber klagen, zeigt das Streben und die Handlungsweise aller derer, die in dem Leben etwas Höheres sehen, als einen blinden Wechsel zwischen Freuden und Leiden, und als ein unaufhörliches Hin- und Hergreifen zwischen glücklichen und unglücklichen Ereignissen. Daß sich aber auch in unsern Tagen so manche Erscheinungen darbieten, die man unter den Vorfahren entweder höchst selten oder gar nicht erlebte, und daß so manche Menschen einen Sinn und einen Wandel an den Tag legen, die den warmen Religionsverehrer mit trauriger Wehmuth erfüllen müssen, ist demjenigen eben so klar, der sich gewöhnt hat, jede Sache bei ihrem rechten Namen zu nennen, und den Leichtsinn und die Gottesvergeffenheit da zu beachten, wo sie frei und frech im Leben hervortritt.

Es ist überhaupt ein seltsam gemischtes Gefühl, eine Stimmung schwankend zwischen Freude und Trauer, zwischen Furcht und Hoffnung, in die man sich versetzt fühlt, wenn man das Treiben und Thun des gesammten Menschengeschlechtes an der Hand der Geschichte verfolgt und be-

urtheilt, um das Gepräge, womit der Sinn und die Empfänglichkeit für das Göttliche dieselben stempelt, genau kennen zu lernen.

Wald trifft man nicht allein einzelne Menschen, sondern selbst lange Zeitabschnitte hindurch ganze Völker an, bei welchen, mit Ausnahme Einzelner, der Sinn für das Göttliche das menschliche Streben und Handeln ganz durchdrungen hat, und wo er die herrlichsten Blüten treibt in mannigfaltigen Gestalten. Wald stößt man dagegen auf Erfahrungen, nach welchen das, durch den Einfluß der Religion vortrefflich Gebildete ein zufälliges Spiel des Augenblicks zu seyn scheint; denn es nimmt das Menschliche mit allen seinen Verkehrtheiten gewaltsam die Ueberhand, zerstört das herrlich Vollendete, und überzieht einen großen Theil des Menschengeschlechtes mit Verwirrung, Zügellosigkeit und Glend. Das freudige Aufblicken zu dem Unvergänglichen wird gehemmt, die Hoffnung, ein allgemeines Fortschreiten zu dem Bessern wahrzunehmen, schwindet dahin, und eine dumpfe Wehmuth erfüllt den Geist des Beobachters und zwingt ihn, sich in sich selbst zurückzuziehen, bis er endlich, nachdem er einen höhern Standpunkt in sich selbst gewonnen hat, neu belebt und ermutigt, das scheinbare Gewirre auf eine andere Weise zu ordnen und zu einem zusammenstimmenden Ganzen zu vereinigen sucht, wobei sich ihm das Gefühl seiner beschränkten Einsicht über den Gang der Menschenbildung und über den Fortschritt zum Bessern aufdrängt.

Sollte nun aber Jemand noch die Frage aufwerfen, was es denn für niederschlagende und bekümmernde Beobachtungen sind, zu denen sich der

Religionsverehrer veranlaßt sieht, so möchte man fast vermuthen, es habe dem Fragenden der Ernst gefehlt, diese Frage selbst zu beantworten; denn es giebt ja, wenn man das Menschengeschlecht von dem religiösen Gesichtspunkte aus betrachtet, des Seltamen und Räthselhaften noch so viel, daß das Gemüth sich nur zu leicht unter der Masse des Beunruhigenden erdrückt sieht. Es werden daher gewiß einzelne Züge hinreichen, damit der Leser ein vollständiges Bild desselben in seinem Geiste erzeuge.

Die sich hier zunächst darbietende Frage möchte wohl seyn: Was ist denn eigentlich das wahre Wesen von dem, was die Menschen mit dem Namen Religion bezeichnen? Wie erklären wir die von einander abweichenden Gestalten, die es unter ihnen angenommen hat, und die mannigfaltigen Wirkungen, die es auf das Leben äußert? Ist in allem diesem für uns Deutlichkeit, Einklang und Uebereinstimmung? Scheint es nicht auf so verschiedenartigem Wege erzeugt, aus so mannigfaltigen Stoffen zusammengesetzt, und in so abweichenden Richtungen sich an den Tag zu legen, als ob es gar nicht eine und dieselbe Sache wäre? Sollte man nicht also gar verleitet werden, wenn man die große Abweichung und Verschiedenheit in religiösen Angelegenheiten übersieht, einzustimmen in die schon in alten Zeiten von leichtsinnigen Menschen gemachte Aeußerung: Die Religion sey nichts als ein Blendwerk, ein leeres Traumbild, was der Mensch immer bei sich herumtrage, was ihn bewege und erschüttere, beunruhige und ängstige, erheitere und tröste und froh mache, das aber, so wie er es zu erfassen suche, sich in ein Nichts zurückziehe, so daß er selbst kaum wisse, ob er sich bei den Worten,

mit denen er es zu bezeichnen suchte, etwas gedacht habe, oder nicht. — Doch wir müssen hier noch etwas sorgfältiger um uns blicken.

Alle Völker der Vorzeit hatten höhere Wesen, die sie in heiliger Demuth verehrten. Doch sehr verschiedenartig sind die Vorstellungen, die sie sich von denselben machten, und sehr von einander abweichend die Art, wie sie die Verehrung an den Tag legten. Der Eine wälzt sich im Staube vor einem Steine, ein Anderer vor einem Thiere, was ihm gefährlich, oder nützlich und merkwürdig erscheint; noch ein Anderer richtet sein betendes Auge zu den Himmelskörpern, er verehrt Sonne, Mond und Sterne; wiederum ein Anderer malt sich die Götterwelt nach dem Menschenleben. Seine Götter haben die Leidenschaften, die Fehler und die Vorzüge der Menschen, sie schmausen auf dem Olymp, wie die Fürsten der Welt in ihren Pallästen. Ein Anderer endlich erhebt sein Gemüth zu Einem Gott, an dem sich nichts Irdisches noch Menschliches finden soll; er nennt ihn einen Geist, unendlich, unermesslich, unerforschlich. Er glaubt freilich denselben in seinem wahren Wesen durch scharfsinnig definirte Attribute dargestellt zu haben, und hat doch durch sein ganzes Gerede nicht viel mehr bewiesen, als daß er dies hohe Wesen weder ganz begreift, noch klar erkennt.

Unmöglich ist es, die tausendfach verschiedenen Gebräuche und Ceremonien, mit welchen die Völker des Alterthums ihre Götter verehrten, hier alle aufzuzählen. Und wozu würde dieses ausführliche Aufzählen nützen? Jene waren größtentheils Heiden, die, wenn sie auch eine Ahnung von Religion hatten, doch noch zu sehr von Unwissenheit und Aberglauben gedrückt wurden, als

daß sie sich zu der geistigen Verehrung des göttlichen Wesens hätten erheben können. Es fehlte ihnen das Licht der feinern Geistes-Kultur und der christlichen Offenbarung.

Unter den Christen unsrer Zeit findet man eine edlere und dem vollkommensten Wesen angemessenere Gottesverehrung; dies werden selbst die Verächter der Religion überhaupt, und insonderheit die des Christenthums nicht leugnen. Allein sind wir Christen in allen Punkten der Gotteserkenntniß und Gottesverehrung auf das Reine gekommen? Bleibt auch uns nicht noch so manches, was uns zum ernstern Nachdenken auffordert, und wo die Entscheidung der Wahrheit uns große Schwierigkeiten verursacht? Gibt es unter uns nicht noch manche Gegenstände des Glaubens, deren Erklärung zu Trennungen führt, die so alt sind als das Christenthum selbst?

Es kann nicht nöthig seyn, hier ein ausführliches Gemälde zu entwerfen von den Abweichungen und Trennungen, ja von den Anfeindungen und Verfolgungen, die sich unter Christen gefunden haben, und hin und wieder noch finden. Wer sehen will, der hat es gesehen, und er hat gewiß mehr gesehen, als ihm einmal lieb und angenehm ist, denn gerade diejenigen, denen es am meisten Ernst ist mit ihrem Christenthume, die eifrigen Verehrer des Göttlichen, die weichen nicht selten am meisten von einander ab, die gehen zu den Extremen über, indem die Gleichgültigen, die sich allenfalls den Namen eines Christen gefallen lassen, obgleich sie eigentlich gar keine Religion haben, sich um nichts bekümmern, und höchstens das im Außern mitmachen und beobachten, was ihnen bürgerliche Vortheile sichert, und was sie, ohne Aufsehen zu erregen und sich gegen die bür-

gerlichen Gesetze aufzulehnen, nicht gut vernachlässigen können und dürfen.

Die eifrigsten Verehrer des Christenthums sollten doch wenigstens in der Hauptsache eins seyn; es sollte sie Ein Geist durchbringen, so wie sie sich zu Einer Lehre bekennen.

Zu weit würde es uns vom Ziele entfernen, wenn wir uns in der Geschichte umsehen wollten nach den verschiedenen Dogmen oder Glaubenslehren, um zu sehen, wie man sich unter Christen über Wortbestimmungen, über Definitionen und subtile Distinktionen gestritten und angefeindet, ja wie man sich solcher Subtilitäten wegen verdammet hat. Fruchtbarer wird es für uns seyn zu betrachten, wie diese Lehre auf Leben und Wandel eingewirkt, und welche Früchte sie getragen hat.

Unter den Christen haben sich seit den ältesten Zeiten die Anhänger an den, den ersten Bekennern dieser Lehre so ernstlich empfohlen, Glauben besonders ausgezeichnet. Sie schieden das Leben und die Religion als ganz getrennte Dinge. Das Leben ging bei ihnen seinen eignen Gang. Die Religion war ein System von Glaubenssätzen, die mit Sorgfalt im Gedächtnisse aufbewahrt wurden und die eigentlich zu nichts dienten, als das von der Vernunft versuchte Forschen, das darauf abzielte, Widersprüche zu entfernen und Ordnung und Einklang in die Gedankensmasse zu bringen, zu hemmen, zu unterstützen und als ein gottloses Unterfangen des Satans zu verdammen. Die Vernunft wurde gefangen genommen unter das Joch eines unvernünftigen und blinden Zwanges.

Anderer dagegen, in deren Leben der Glaube schon auf eine thätige Weise eingriff, fanden ihre

Würde und höchste Bestimmung in der Betrachtung alles dessen, was diese Erde und das Menschenleben darbieten. Der Mensch sollte seine Brust recht fest verwahren gegen die Eindrücke, die das Vergängliche mit seinen Reizen auf ihn zu machen im Stande ist; er sollte alle Empfänglichkeit für dieselben in sich ersticken und erlöden, weil man es für ein schweres Verbrechen hielt, sich des Irdischen zu freuen. Ein unendliches Sehnen sollte den Menschen ohne Unterlaß zu dem Himmlischen emporziehen. Daher jenes Zurückziehen von der Welt, die Verachtung aller ihrer Freuden, das Ausschneiden aus der Gesellschaft und ein freiwilliges Uebernehmen von Ungemach und Leiden, ein strenges Kreuzigen des Fleisches und aller der Gefühle, die im Sinnen-genusse angeregt werden. Es füllten sich die Klöster, in welchen man hin und wieder nach übernatürlich strengen Ordensregeln und Observanzen lebte, und in welchen einer dem andern im Absterben für das thätige Leben den Vorrang abzugewinnen suchte.

In wie weit einige Ausdrücke und Wendungen in den Paulinischen Briefen zu einer solchen Verachtung des Zeitlichen Anlaß gegeben haben, lassen wir hier dahin gestellt seyn. Klar ist es übrigens, daß manche derselben leicht zu solchen Mißdeutungen Anlaß geben konnten.

Ganz anderer Art sind die Früchte der christlichen Religion bei einer andern Klasse von Christen, die es verstehen wollen, den Himmel im Geiste zur Erde herabzuziehen. Daß unter diesen die religiösen Schwärmer und Mystiker gemeint sind, erräth ein Jeder wohl sehr leicht. Solche wollen ein unmittelbares Schauen des Göttlichen haben, ein höheres Fühlen, eine un-

mittelbare göttliche Begeisterung. Wo ihnen die Vernunft zu enge Grenzen setzt für ihren Glauben, da werfen sie die Fesseln des vernünftigen Denkens lock ab, und folgen den schwärmerischen Eingebungen ihrer erhitzten Phantasie. Für sie giebt es ein unmittelbares Leben in Gott, ein höheres Erkennen und eine unennbare Mittheilung unter den Eingeweihten. Es giebt unter ihnen Bilder und Zeichen von übernatürlicher Bedeutung.

Es wäre leicht, hier noch andere Wirkungen nachzuweisen, die das Christenthum auf das Leben geäußert hat. Das Gesagte mag hier hinreichend seyn, um zu zeigen, daß auch unter den Christen noch große Abweichungen in den Glaubenssachen und Religionsangelegenheiten gesunden werden.

Sage man aber nicht, die Zeiten der Glaubensverschiedenheit sind vorüber. Gewiß, in unsern Tagen ist es noch eben so arg, als es je gewesen ist, nur mit dem Unterschiede, daß man jetzt mehr Toleranz findet als in der Vorzeit.

Um die Trennung mit einem Worte recht auffallend hervorzuheben, mögen wir uns nur erinnern, wie sich die Ansichten und Meinungen theilen über das Positive und Geoffenbarte im Christenthume, und wie die Rationalisten noch fortwährend im Kampfe begriffen sind mit den Supernaturalisten. Wie verschieden beantwortet man die Frage über die Göttlichkeit Christi! —

Welchen Eindruck macht aber nun wohl die Wahrnehmung solcher Abweichungen und Streitigkeiten auf das Gemüth dessen, dem die Religion etwas mehr ist, als ein leeres Wort, dessen Herz sich ihr mit Innigkeit geöffnet hat, und der gern in stillen Augenblicken nachforscht, um Licht und klare Deutlichkeit in seiner religiösen

Ueberzeugung zu gewinnen? Ohne Zweifel ist er mehr beunruhigend und verwirrend, als tröstend und ermunternd.

Wem soll man folgen unter den so weit von einander Entfernten? An wen sich anschließen? Es mit Allen, so viel als möglich, halten, oder mit Keinem? Für wen soll man sich mit Zuversicht entscheiden? — Ist das Entscheiden hier etwa leicht? Wer kann den andern Glaubenden beweisen, daß sie Unrecht haben? Sollte nicht Jeder Gründe für seine Ansicht anzuführen im Stande seyn? Kann nicht Jeder seinen Gegner am Ende des Streites auf das Unbegreifliche, das die Religion für alle Sterbliche hat, verweisen, bei dem auch der Kluge und Scharfsinnige verstummen muß, und bei dem auch er sich vergebens nach einer Antwort umsieht?

Verdammen dürfen wir keinen andern Glaubenden; doch gleichgültig dürfen wir eben so wenig bei der Verschiedenheit der Meinungen bleiben; denn unter den von einander Abweichenden hat doch der Eine mehr wie der Andere sich dem wahren Wesen der Religion genähert, und die Wahrheit richtiger und klarer aufgefaßt, als die Andern. Das Bessere muß Jeder überall dem Irrigen und Falschen vorziehen, und es sich zu eigen zu machen suchen. Gleichgültigkeit ist in dieser Hinsicht eben so strafbar. —

Wie helfen wir uns bei diesen scheinbaren Widersprüchen? Wir mögen denken, forschen und grübeln, um uns einen Ausweg zu bahnen aus diesem Labyrinth, gewöhnlich geht es uns in unsern Nachforschungen, wie jenem Simonides, der, je länger er über Gott nachdachte, desto weniger über dessen wahres Wesen zu sagen im Stande war.

Möchtest du doch die Wahrheit recht klar erkennen, recht unverhüllt und aufgedeckt schauen! nur Einen klaren Blick thun in das unbegreifliche Wesen Gottes, um zu einem recht festen Stützpunkt des Glaubens zu gelangen, damit du Ruhe und Festigkeit für dein Leben, dein Hoffen und Glauben erzieltest! So denkt gewiß Mancher, den das Unbegreifliche in göttlichen Dingen in die Enge treibt. Doch umsonst. Wir schauen hier in einem dunklen Spiegel. Alles Nachdenken, Grübeln und Spekuliren scheint uns am Ende zu dem Geständnisse zu bringen, daß wir so gar wenig einsehen und begreifen in göttlichen Dingen.

Sollte uns diese Wahrnehmung etwa zur Gleichgültigkeit stimmen, so daß wir es für das Beste hielten, uns alles Forschens in göttlichen Dingen zu entschlagen, als über einen Gegenstand, der für das Auge des Sterblichen mit einem undurchdringlichen Schleier umzogen sey? Auch dieser Versuch giebt keine Ruhe. Ein inneres Bedürfnis treibt uns unwiderstehlich. Wir müssen aufblicken und das Auge emporrichten zu dem Unfühlbaren; wir sehnen uns unwillkürlich, doch wenigstens eines schwachen Widerscheins jener Strahlen theilhaftig zu werden, deren vollen Mittagsglanz wir zu ertragen nicht vermögen. Ohne diesen, wenn auch nur schwachen, Schimmer umschließt uns düstere Finsternis und grausenvolle Mitternacht. —

Versuchen wollen wir es jetzt, über die Religion, wie sie sich im Leben gestaltet und auf daselbe wirket, zu einer allgemeinen Uebersicht zu gelangen, durch die wir vielleicht hin und wieder Aufklärung über das Abweichende und die seltsamen Erscheinungen, die sie unter den Menschen hervorgebracht hat und hervorbringt, finden werden.

Einschauen läßt es sich hier aber wohl schon im Voraus, daß wir uns bei dieser Untersuchung nicht an eine bestehende Religionsform wenden dürfen, um zu sehen, in wie weit dieselbe für das religiöse Bedürfnis genüget. Bei diesem Versuche müßten wir in das Einzelne übergehen, wie Zeit, Umstände und besondere Verhältnisse es gebildet haben, und wir könnten dabei gar wenig auf eine sichere Begründung der daraus herzuleitenden Resultate rechnen.

Wir wollen daher etwas tiefer in das Innere des Menschen hineinzublicken versuchen, um den Grund und Boden aufzufinden, auf dem die ersten Begriffe, die den religiösen Glauben ausmachen, erzeugt werden.

Die Fragen, was Religion sey, wie weit sie in den ursprünglichen Anlagen des Menschen begründet liege, und wie fern man sagen dürfe, daß sie den Menschen angeboren sey, sind schon sehr oft aufgeworfen, aber auch sehr verschieden beantwortet worden. Einige sagen, Religion sey ein unmittelbares dem Menschen angeborenes Gefühl, über dessen Entstehung sich weiter nichts sagen lasse. Andere lassen den religiösen Glauben entstehen durch ein Gefühl von Schwäche, das der Mensch in seiner Ohnmacht bei manchen Veranlassungen dieses Lebens in sich vernehmen muß. Andere suchen den Ursprung der Religion in der Furcht vor Wesen, die dem Menschen schaden und ihn nach ihrer Willkühr behandeln können. Noch andere leiten die Religion her aus dem Bewußtseyn sittlicher Gesetze, welches den Menschen nach dem höchsten Gute streben läßt; welches letztere nur als erreichbar gedacht werden

Ehne, wenn der Mensch ein unendliches, vernünftiges und freies Wesen annimmt. *)

Wir können hier nicht in eine Prüfung dieser verschiedenen Theorien eingehen. Wir wenden uns daher sogleich zu derjenigen Ansicht, nach welcher die Entstehung des religiösen Glaubens sich natürlich und einfach denken läßt, und die dem durch die Geschichte bestätigten Bildungsgange des Menschengeschlechts angemessen zu seyn scheint. Zergliedern wollen wir die Religion in ihre einfachsten Bestandtheile, um nachher das Einzelne zusammensassend den vollständigen Begriff angeben zu können.

Der Mensch hat ein unmittelbares Bewußtseyn seines Ichs; er fühlt sich als ein Wesen, das empfinden, denken, wollen und wirken kann. Sein Wirken wird hervorgebracht durch die Gliedmaßen seines Körpers. Diese Thätigkeit geht aber ursprünglich nicht von den Werkzeugen aus, die sie vollbringen, sondern von seinem Willen, von einem Etwas in ihm, was begehrt, nach Außen strebt und denkt, was er seinen Geist nennt. Jeder Mensch, selbst der roheste, muß bei sich die Verschiedenheit seines wirkenden und wirkenden Ichs vernehmen, wenn er sie auch nicht in Begriffen oder durch bestimmte Ausdrücke unterscheiden und bezeichnen sollte, er muß sich, als aus Seele und Körper bestehend, betrachten. * *)

*) Vergl. Krug's reine Religionslehre Abschnitt 1. §. 4. Schlegel über den Geist der Religiosität aller Zeiten und Völker, Seite 29.

***) Schlegel in dem genannten Werke glaubt, daß die erste Ahnung der Seele durch den Traum, indem hier

Betrachtet der Mensch sich nun selbst als aus Leib und Seele bestehend, sieht er an sich ein Wollendes und ein Handelndes, so entsteht die erste Ahnung des Begriffs von Ursache und Wirkung. Sein Wollen wird die Ursache von Veränderungen an und außer seinem Ich. Bezagt mit Denkkraft muß er nun rückwärts, wo er um sich Veränderungen wahrnimmt, fragen, welches Wollen hat sie hervorgebracht? Nach der einfachsten Analogie wird er schließen: So wie bei deinen Thätigkeiten das wirkende Princip in dir selbst liegt, so liegt auch die wirkende Ursache in den Veränderungen in der Natur, in ihnen selbst, oder in Wesen, die sich in den Elementen selbst aufhalten.

Der rohe Mensch wird eben so viele wirkende Wesen annehmen, als er Veränderungen der Natur wahrnimmt. Je schwächer die Naturerscheinung, desto unbedeutender und schwächer der Gott, der sie hervorbringt; je heftiger und gewaltsamer, desto größer und mächtiger das Wesen, das sich hier als wirkend zeigt, wie es uns der Religionsglaube der rohen Völker des Alterthums bestätigt.

Auf diese Art scheint der erste Keim eines Glaubens an höhere Wesen entsprossen zu seyn, und es ist deswegen nicht einmal nothwendig, den Satz aufzustellen: „Die Idee des Göttlichen bezieht sich auf das Unendliche, für dieses muß dem

die Seele, wenn der Körper im Schlafe ruht, wirksam ist, entstanden sey. Dagegen möchte man anführen, daß die Alten den Traum für eine Eingebung der Götter hielten, daß sie also durch diese Erscheinung nicht eigentlich auf einen Unterschied zwischen Leib und Seele hingeführt wurden.

Menschen ein eigener Sinn angeboren seyn, damit er in diesem Sinne die erste Idee des Göttlichen erzeuge oder auffasse." Woher wollen wir beweisen, daß der Begriff des Unendlichen ein ursprünglicher in dem Menschen sey?

Die Voraussetzung, daß der Satz, daß es gewisse die Naturerscheinungen leitende Kräfte gebe, der Anfangspunkt des religiösen Glaubens sey, wird, wie schon eben gesagt ist, durch die Geschichte bestätigt, indem alle Völker des Alterthums, so lange sie auf einer sehr niedrigen Kulturstufe standen, in ihrem Glauben auf Polytheismus verfielen.

Jene Völker betrachteten die Naturerscheinungen nach ihren Verschiedenheiten, abgerissen, ja wie sie so oft mit einander in Widerstreit zu stehen schienen. Daher mußte bei ihnen der Glaube an verschiedene Gottheiten und an gewisse Klassen von Göttern, unter denen einige höher und andere tiefer stehen sollten, entstehen. Die regelmäßig wiederkehrenden Naturerscheinungen wurden den mindern oder dienenden Göttern zugeheilt, dagegen die freien sich an keine bestimmte Regel bindenden den höhern, z. B. bei den Griechen dem Zeus, Sturm, Regen und Gewitter.

Wollte man dagegen einwenden, Polytheismus sey nicht allgemein im Alterthume, es finde sich der Monotheismus eben so früh, und zum Belege dieser Behauptung auf die jüdische Nation verweisen; so möchte man darauf antworten, daß die Juden, wenigstens nach ihrem Volksglauben, den reinen Begriff des Monotheismus nicht aufgefaßt hatten. Sie verehrten doch eigentlich einen Familienstamm, oder Nationalgott. Sie gaben zu, daß die benachbarten Völker auch ihre Götter hätten, mit der Ueberzeugung, daß

ihr Jehovah der höchste und mächtigste aller Götter sey, und daß alle die andern vor ihm zu Schanden werden müßten.

Hätten die Juden den wahren Monotheismus gehabt, so hätte ihr Jehovah der Gott aller Völker des Erdbodens seyn müssen, was die Juden niemals haben zugeben wollen. Unter den Christen findet sich der wahre Monotheismus. Mögen immerhin die Heiden unserer Tage den einigen wahren Gott nicht erkennen und eben deswegen nicht verehren, so nehmen wir doch an, daß der Gott, den wir als Christen verehren, auch der Gott und Vater der Heiden sey.

Doch wir müssen zurückkehren zu dem Gegenstande unserer Untersuchung, durch die wir die erste Entstehung und Bildung des religiösen Glaubens nachweisen wollen.

Das oben Gesagte zeigte uns nur den ersten Schritt, die erste leise Regung dessen, woraus sich allmählig der religiöse Glaube vollständig gebildet hat. Denn dies dürfen wir nie vergessen, daß der Glaube, so wie wir ihn als Christen haben, noch nie im Alterthume gefunden wird. Daraus entstehen nämlich unendlich viele Irrthümer und Verwirrungen, wenn man den Ursprung der Religion in dem eigenen Gemüthe aufsucht, als ob dies Gemüth, und der ganze Ideenkreis, nebst allen seinen Vorstellungen und Begriffen, zu deren Ausbildung und Entwicklung die Kultur so vieler Jahrhunderte beigetragen hat, auch schon bei den Völkern des Alterthumes anzutreffen sey. Daher kömmt es, daß Köpfe, die fähig sind, sich anhaltend mit abstrakten Begriffen zu beschäftigen, den Anfangspunkt des religiösen Glaubens aus einer abstrakten Idee herleiten wollen. Mag die Religion jetzt zu abstrakten Begriffen

sich erhoben haben, hier ist nur die Frage zu beantworten, ob sie in ihrem ersten Entstehen etwas Abstractes in sich hatte. Den Begriff, daß die Naturerscheinungen durch unsichtbare Wesen hervorgebracht werden, an der Hand der Geschichte zu verfolgen, um zu sehen, wie er sich allmählig ausgebildet und vervollkommenet hat bis zu dem Zeitpunkte, wo er sich uns in einer veredelten Gestalt darstellt, kann hier nicht versucht werden, weil es eine Sache von weitläufiger Nachforschung ist. Wir wollen daher nur dasjenige in gedrängter Kürze zusammenfassen, was mit der hier zu beantwortenden Frage in näherer Beziehung steht.

Sobald die Ahnung von höhern Kräften in dem Geiste des Menschen angeregt war, so mußten die Weisern und tiefer Denkenden der Vorzeit bald zu der Einsicht kommen, daß, so wie das Wirkende im Menschen ein Geist, ein unförperliches, mit Freiheit begabtes Wesen ist, auch jene höheren Wesen, die Alles umfassenden, Alles bewegenden und Alles leitenden, geistige und freie Wesen seyn müßten, theils weil sie dieselben nicht in Körpern erblickten, theils weil sie von niederer Natur, so wie auch dem Wechsel und manchen Veränderungen unterworfen seyn würden, wenn sie mit Körpern begabt wären.

Vor allen Dingen mußten aber den Weisern und schärfer Denkenden der zuerst angenommene Polytheismus als ungereimt und unhaltbar erscheinen, weil bei der Annahme einer Mehrheit von Göttern eine gewisse Beschränkung, Unvollkommenheit, ja selbst ein Widerstreit und eine Uneinigkeith in denselben gedacht werden muß, und weil hoch bei ernsterem Nachdenken der anschei-

nende Widerstreit in den Naturkräften sich in eine höhere Harmonie auflöset.

Vernünftige Betrachtung der Natur in ihren regelmäßig wechselnden Erscheinungen mußte zu dem Glauben an ein Alles erhaltendes und regierendes Grundwesen hinführen.

Untersuchen wir diesen Begriff etwas genauer, so wird man gestehen müssen, daß in ihm noch nicht alles enthalten ist, was zum vollständigen Religionsglauben gehört. Leicht werden wir wahrnehmen, daß hier noch ein wesentliches Stück fehlt, indem in der bisherigen Untersuchung noch gar nicht die Rede vom Gefühl gewesen ist, das doch, nach einer allgemeinen Uebereinstimmung, eine Hauptsache im religiösen Glauben seyn soll, indem Einzelne sogar so weit gehen, den Glauben an Gott ganz für Sache des Gefühls zu halten.

Wir müssen daher sehen, in wie fern man mit Recht sagen könne, Religion ist Sache des Gefühls, wobei es uns nicht entgehen kann, daß sie nicht Gefühlsache allein ist, sondern daß sie der Hülfe der Vernunft in einem hohen Grade bedarf, um nicht in Schwärmerei oder Empfindseli auszuarten.

Wenn die Betrachtung der Natur und des Menschen uns zu dem lebendigen Glauben an Gott führen soll, so ist sehr leicht einzusehen, daß das bloße Anschauen und Betrachten, wenn es auch mit Verstand geschieht, das nicht zu geben im Stande ist, was wir religiösen Glauben nennen. Es trete Jemand hinaus in das Freie an einem heitern Frühlingsmorgen, sehe den buntgemahlten Blumentepich der Wiesen, das sanfte Grün der Felder, die Pracht der blühenden Bäume, höre den munteren Sängerschor der Wälder,

labe und erquide sich in mild erwärmenden Strahlen der Sonne, — sollte man nicht glauben, daß einen solchen Menschen ohnfehlbar ein ächt religiöses Gefühl durchdringen und erfüllen müßte? Allerdings. Und dennoch findet sich, daß diese Wonne und Freude, die ein solcher Genuß gewähret, noch gar kein ächt religiöser ist, obgleich er es werden kann. Er ist vielmehr zuerst ein sinnlicher, dessen wir fähig sind, weil wir mit Gefühl und Empfänglichkeit für Freuden der Art begabt sind.

Eine solche Freude erhält einen religiösen Character und sie wird das Fundament eines religiösen Glaubens, wenn sie geläutert und von dem Materiellen für das sinnliche Gefühl gereinigt wird, welches allein geschehen kann durch das Zutreten der Vernunft, des Vermögens zu denken und aus dem Gedachten allgemeine Schlüsse und Grundsätze herzuleiten.

Soll die Betrachtung der Naturschönheiten, so wie auch die der menschlichen Anlagen, erhabne und religiöse Gefühle erweckend werden, so muß mit der Beobachtung derselben zugleich das Auffassen der Ordnung, der Regelmäßigkeit, des Zusammenhanges, der Einheit, der Abstufung und der Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit in dem Betrachteten, verknüpft seyn.

Wer dies in seinem Gemüthe auffasset und sich dies in seinem Bewußtseyn vergegenwärtiget, der kann nicht anders, er muß, um sich die Ordnung, das Gesetz und die Zweckmäßigkeit auf eine vernünftige Art begreiflich zu machen, das Daseyn einer höchsten Intelligenz oder eines vollkommenen Wesens annehmen. Denn welcher Ausweg bliebe ihm, wenn er die Einrichtung der Welt nicht auf diesem Wege begreiflich zu machen suchen wollte?

Das Gegentheil anzunehmen ist ungereimt; die Welt ohne einen Schöpfer und Regierer ist für uns gänzlich undenkbar.

In der Religion vereinigt sich das Gefühl auf eine so innige und unzertrennliche Weise mit der Vernunft, daß keines ohne das andere ausreichen kann. Das Gefühl allein kann nie den ächten religiösen Glauben geben, weil es ihm an einer festen Richtung fehlt. Es würde diese Behauptung auch schwerlich jemals aufgestellt worden seyn, wenn man bedacht hätte, daß bei solchen Menschen, bei denen die Religion nichts als Gefühlssache zu seyn scheint, und die als Beweis für jene Behauptung aufgeführt worden, daß auch bei solchen unentwickelte Verstandesbegriffe in dunklen Abndungen zum Grunde liegen, die aber bei ihnen, vom Gefühl überwältigt, nie zu einer rechten Klarheit im Bewußtseyn gelangen. Der Mensch müßte sein Denk- und Urtheilsvermögen gänzlich verloren haben, wofern sich die Aeußerungen desselben nicht überall kund thun, und sich nicht, selbst unbemerkt, in das Gefühl einmischen sollten.

Eben so wenig als die Religion Sache des Gefühls allein ist, ist sie Sache des Verstandes oder der Vernunft allein. Wozu führt das tabellarische Ordnen, das Klassificiren und Eintheilen, das Scheiden und Auflösen, ja das kunstmäßige Aufstellen der Syllogismen nach den Regeln der Logik, wozu wir uns bei der Betrachtung der Welt und besonders des Menschen veranlaßt sehen? Nur zu dem anmaßlichen Dünkel von vielem Wissen und ausgebreiteten Kenntnissen, oder, wenn es gar hoch kömmt, zu einem Staunen über die Menge der gebildeten Begriffe und der gemachten Eintheilungen.

Päßt sich das Gefühl des Schönen aus den einzelnen Elementen, aus Einheit, Ordnung, Regelmäßigkeit verbunden mit Freiheit, läßt es sich aus diesen Grundbegriffen im Gemüth regelmäßig erzeugen? läßt es sich konstruiren, gleich einem Begriffe in der Größenlehre? Muß nicht der Gegenstand, den wir schön nennen, in seiner Totalität und in seinen gegenseitigen Verhältnissen von dem Gemüthe des Anschauenden aufgefaßt werden, damit er das Geschmacksurtheil ausspreche? Das ästhetische Urtheil liegt im Gefühl begründet, allein es setzt auch allgemeine Begriffe voraus, die der Ungebildete nur dunkel ahnet, der Aufgeklärtere aber bestimmt nachzuweisen im Stande ist.

Wer das Gefühl nicht in sich vernommen hat, was in dem Menschen angeregt wird durch die Betrachtung der Natur und des Menschen, wie sie ein unendlich Vieles und doch ein Ganzes ist, wie sie Ordnung, Zweckmäßigkeit, Vollkommenheit in ihren Einrichtungen, von dem kleinsten Theile bis zu dem Ganzen, in sich trägt, und wer in diesem Ganzen nicht ein ordnendes, leitendes und regierendes Wesen erblickt, der glaube ja nicht, daß in seiner Brust Religion wohne. Er hat nichts als leere Namen, kalte Begriffe und Formeln, bei denen er eigentlich nichts denkt, in seinem Geiste, oder richtiger in seinem Gedächtnisse.

Der Augenblick, wo der Mensch, sinnend und betrachtend, sich in den Gedanken an das Weltall verliert, wo er sich selbst ansieht als einen Theil eines großen, innig zusammenhängenden und unzertrennlichen Ganzen, in

dem jeder seine Stelle, seine Bestimmung und seinen Beruf habe, das ist der Augenblick, wo ihm der erste Strahl der Religion, jenes Licht des göttlichen Glaubens aufgeht, wo ihn heilige Gefühle entzücken, die jedoch, wofern sie ächt und lauter seyn sollen, in ihm selbst erzeugt seyn müssen. Das Nachbeten fremder Gedanken giebt nichts als ein todttes Wissen, ein Hersagen von Formeln und Definitionen, denen Leben, Kraft und Wärme fehlt. Wer solche Augenblicke nicht hatte, der traure in seiner Abgerissenheit. Einsam und verlassen steht er da; die Welt ist ihm ein todttes Chaos, in dem der Zufall eine scheinbare Ordnung hervorbringt, die sich hin und wieder gestaltet, gleich jener Regelmäßigkeit, in der sich die Fläche des Meeres für einzelne Momente unsern Augen darstellt. Loßgerissen vom Ganzen fühlt sich ein Solcher. Er sieht in allen Dingen, die ihn hier umgeben, nur seinen Genuß, seine Erhaltung, seine Sicherheit. Kalter Egoismus scheidet den aus von der menschlichen Gesellschaft, der nicht versteht, sich in die Welt einzuleben, sich als einen Theil derselben zu betrachten, und seine Bestimmung in dem Anschließen an das Ganze und in dem Mitwirken für das Ganze zu finden.

Wenn wir nun die Entstehung des religiösen Glaubens von diesem Gesichtspunkte aus betrachten; so möchte es leicht seyn, den Glauben an Gott oder die Religion von dem Sittengesetze zu scheiden, die sich in der Wirklichkeit so nahe liegen, und welche Manche aus einander herleiten wollen, indem sie aber unter einander nicht eins sind, was das Höhere und was das von dem an-

bern abgeleitete sey; ob das Sittengesetz die Quelle der Religion, oder die Religion die Quelle des Sittengesetzes sey.

Beide, Moral und Religion, entstehen gleichzeitig in und mit einander, wenn sie sind, was sie seyn sollen. Das Auffassen der Einheit, Ordnung, Gesetzmäßigkeit und des Zusammenhanges, wozu die Betrachtung der Natur und des Menschen Anlaß giebt, wird, sobald es das Gefühl lebhaft durchdringt, frommer Sinn, Glaube an Gott. Dasselbe Auffassen wird in Beziehung auf unser Handeln, in so weit wir durch Thätigkeit eingreifen in die uns umgebende Welt, Sittengesetz.

Der Glaube, die Welt hat Ordnung, Gesetz und Zusammenhang, führt uns zugleich zu dem Glauben, es giebt ein Wesen, von dem alles dieses seinen Ursprung hat, ein allmächtiges, weises, gütiges Wesen, das die Welt erschaffen hat, erhält und regieret.

Das Sittengesetz, zu dessen Anerkennung den Menschen, als ein mit Vernunft begabtes Wesen, das eben deswegen vernunftmäßig handeln muß, die Ueberzeugung bringt, es giebt ein höchstes Gut, (summum bonum) das der Mensch dadurch erreicht, daß er seine Handlungen nach einer Regel einrichtet, die jeder, der Vernunft hat, als die beste und allgemein gültige anerkennen muß, führt nicht unmittelbar zu dem Glauben an ein höheres Wesen, da der Mensch sich selbst ein solches Gesetz zu entwerfen versuchen kann.

So wie nun Vernunft, Gefühl und der Wille oder die Kraft zu handeln gleich ursprünglich in der Natur des Menschen angetroffen werden, so entstehen Religion und Sittengesetz beide gleich ursprünglich in ihm, doch so, daß das eine nicht

ohne das andere bestehen kann, daß keins ohne das andere Festigkeit hat, und daß derjenige, der das eine von beiden in sich hätte, und nicht das andere, für eine Mißgeburt gehalten werden müßte. *) Uebrigens müssen wir hier noch hinzufügen, daß die Anerkennung des Sittengesetzes zum Glauben an Gott führen muß; denn was ist ein Gesetz ohne einen Gesetzgeber? und, was noch mehr ist, wie wäre der Mensch ohne Gott so geworden, daß er sich selbst ein Sittengesetz hätte entwerfen können?

Wir wenden uns jetzt zu der Beantwortung der zweiten Frage, wie der religiöse Glaube oder die Annahme eines höhern Wesens, dessen Dasein wir subjektiv anerkennen, das wir aber nicht zu schauen im Stande sind, sich im Leben und für das Leben als etwas Aeußeres kund thut.

Hier eröffnet sich uns ein weites Feld, und wir werden durch die nähere Untersuchung dieser Frage hingeführt zu dem zahllosen Heere von

*) J. A. F. Schlegel sagt in seinem Werke über den Geist der Religiosität hierüber folgendes: „Religion und Sittlichkeit sind das ewig verbundene Zwillingsgestirn, die gleich den Dioskuren den Piloten, den Menschen, auf seiner unsichern Wallfahrt, mit freundlichem Lichte zuwinckend leiten. Ewig mögen sie die Führer des Menschengeschlechts seyn, und werden es, da das, was die Bedürfnisse der menschlichen Natur erzeugt und aus ihr hervorgeht, als nothwendig erscheint, und nicht als ein bloßes Erzeugniß der Furcht oder der Bewunderung gänzlich wieder untergehen kann, oder der Mensch müßte erst aufhören, Mensch zu seyn. Mögten sie doch immer in höherer Vollkommenheit und innigerer Vereinerung sich darstellen!“

Glaubenssätzen, Symbolen und Gebräuchen, die man überall, wo Religion ist, findet. Wenn wir uns dabei in eine Erörterung ihrer Beschaffenheiten und Abweichungen einlassen wollten, so würden wir uns selbst mehr verwirren, als zu einer klaren Ansicht über das Aeußere der Religion gelangen. Wir müssen daher alles, was in der Religion als Form erscheint, unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zusammen zu fassen suchen.

Zuerst müssen wir die Behauptung etwas näher beleuchten, nach welcher es heißt, die Religion, d. h. die wahre und ächte, muß frei seyn von allem Formellen. Denn was soll das Formelle, wo von dem Uebersinnlichen die Rede ist? Durch äußere Dinge kann das höchste Wesen nicht verehrt werden, die wahre Religion muß sich ganz und allein in einer eigenthümlichen Stimmung des Geistes und einer erhabenen Richtung der Gesinnungen an den Tag legen. Das Geistige verzachtet die Form als etwas ihm Ungleichartiges.

Man könnte noch sogar hinzufügen, da die Religion Sache des Gefühls ist, so widerstrebet sie einer wissenschaftlichen Behandlung, sie läßt sich nicht lehren oder demonstrieren, und überhaupt nicht nach den logischen Denkgesetzen behandeln und vortragen.

Daß es diesen Behauptungen an Haltbarkeit fehlt, wenn sie gleich eines Scheines von Wahrheit nicht ermangeln, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Der Mensch, nach seiner Natur zum Theil ein geistiges, zum Theil ein sinnliches Wesen, ist dem Sinnlichen unterworfen. Das Treiben und Wirken seines Geistes, wenn auch in innerer Freiheit erzeugt, stellt sich dar in dem Aeußern und

sinnlich Erscheinenden. Alles dasjenige, was für das Erdenleben seyn und Bedeutung haben soll, muß sich seiner Natureinrichtung fügen und, sobald es aus dem Idealen in die Wirklichkeit übertritt, gewissermaßen eine äußere Hülle annehmen, um sich als Erscheinung darzustellen, und um sich andern sinnlich-geistigen Wesen bemerkbar und anschaulich zu machen. Die Freunde der sogenannten Vernunftreligion kämpfen mit Hestigkeit gegen alles Positive in der Religion, weil das Positive eine bestimmte Form angenommen habe, und in das Einzelne gehe; sie dagegen wollen überall das Allgemeine. Allein prüft man dies Allgemeine, fragt man, was ist es denn? welche Wirkungen hat es auf das Leben? so wird man antworten müssen: Jenes Allgemeine ist etwas Unbestimmtes; es sind allgemeine Begriffe oder dunkle Ahnungen, von denen für das Leben noch keine Anwendung gemacht ist, und auch, so lange es so allgemein bleibt, keine Anwendung gemacht werden kann. *)

Zur Verdeutlichung dieses Satzes wollen wir uns zu einem Beispiele wenden, das wir vom Rechte hernehmen. Das Recht, in so weit es für bestimmte Fälle und Verhältnisse des Lebens festgesetzt ist und als Norm für das bürgerliche Leben dient, nennen wir ein positives. Vergleichen wir nun die Gesetzgebungen und das positive Recht der einzelnen Völker in den verschiedenen Zeitaltern, so werden wir eine große Abweichung in den einzelnen Bestimmungen und Vorschriften antreffen. Sollte diese Verschiedenheit in dem posi-

*) Vergl. Schleiermacher's Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern; Rede 5.

tiven Rechte etwa daher rühren, weil die Beherrscher der Völker und die Gesetzgeber sich von einer blinden Willkür in ihren Verfügungen leiten ließen? das wäre höchst traurig. Das Recht würde aller Sicherheit und Haltbarkeit ermangeln, es würde gar nicht als Wissenschaft behandelt werden können, wenn es nicht allgemeine durch die Vernunft des Menschen begründete Rechts-Prinzipie und eine Idee des Rechts gäbe. Nach diesen allgemeinen Grundsätzen und Prinzipien sucht Jeder, so weit seine Geistesbildung und Aufklärung reicht, die besondern Fälle und Verhältnisse des Lebens zu ordnen und die Entscheidungen bei eintretenden Streitigkeiten festzusetzen. Nichts ist aber wohl klarer, als daß in diesen Bestimmungen und Anordnungen eine große Verschiedenheit statt finden müsse. Nach der Kultur, nach Lokalverhältnissen und andern Umständen, muß das positive Recht, sobald sich ein gesellschaftlicher Verein bildet, einen eigenthümlichen Character annehmen, und das besondere Gepräge von Zeit und Ort an sich tragen. Je reiner und deutlicher ein Volk die allgemeinen Rechtsgrundsätze ausgebildet und aufgefaßt hat, und je genauer es dieselben bei der Gesetzgebung in Anwendung bringt, desto vollendeter wird das positive Recht desselben werden, und desto länger wird es sich bei der Nachwelt in Ansehen erhalten.

Eben so und nicht anders verhält es sich mit dem Positiven in der Religion. Die Religion selbst ist ihrem Wesen, wenn auch nicht dem ersten Ursprunge nach, etwas Geistiges, Ueberfinliches, Idealisches. Sie hat für das Leben keine Kraft und Bedeutung, so lange sie sich ganz unvermischt zu erhalten sucht von allen Gegenständen der sinnlichen Anschauung, so lange sie sich nicht im Leben

darzustellen sucht, bekleidet mit der Hülle des Aeußeren und sinnlich Wahrnehmbaren.

Der religiöse Glaube und das religiöse Gefühl muß nothwendiger Weise, wenn es etwas mehr ist als leere Worte, sich aussprechen und sich darstellen, entweder in Gebräuchen, Ceremonien und Symbolen oder in Lehrbegriffen oder Glaubensformeln.

Denkbar ist es aber nicht, daß diese äußere Gestaltung und dieses sich Aussprechen der Religion eine Gleichheit und völlige Uebereinstimmung zulassen könnte, es wäre denn, daß alle Völker gar keine Verschiedenheit hätten in ihrer geistigen Bildung, ihrer Aufklärung und in den übrigen Eigenthümlichkeiten, die durch Zeit und Ort modificirt werden. So lange Menschen in diesen Rücksichten verschieden bleiben, muß auch ihre Religion ein besonderes Gepräge an sich tragen, obgleich die wesentlichen Grundzüge der Religion bei allen Menschen dieselben sind.

Sehr treffend vergleicht Schleiermacher, einer der tiefsten Religionsforscher unserer Zeit, in den oben genannten Reden, die Religion mit der Musik. Alle Völker haben dieselben Grundregeln für die Musik, mit dem Unterschiede, daß einige sie in bestimmten Begriffen angeben können, und andere ganz dem natürlichen Gefühle und den Ahnungen von deutlich zu entwickelnden Grundsätzen folgen. Wie himmelweit verschieden ist aber die Musik als Erscheinung, d. h. in so fern sie durch Hülfe der Instrumente dem Ohre vernehmbar vorgetragen wird! Auch in der Darstellung der Religion als etwas Formellen läßt sich eine regelmäßige Stufenfolge historisch nachweisen.

Die ältesten Völker, bei denen der religiöse Glaube nicht viel mehr war, als eine dunkle

Ahnung, vergötterten die Gegenstände selbst, die ihnen eine höhere Kraft zu enthalten schienen; sie beteten die Himmelskörper an, da sie in ihnen Gegenstände erblickten, die den größten Einfluß auf die ganze Natur ausübten. Allmählig erschien ihnen diese Verehrung zu roh; sie wählten statt der Gegenstände selbst Symbole. *) Von den Symbolen gingen sie zu idealischen Gestalten über, und von diesen zu Begriffen, die immer reiner und verebelter wurden, so wie ihre Geistes-Kultur Fortschritte machte.

Auf diesem Wege entstanden Glaubensartikel, Formeln und Lehrbegriffe, die alle Erzeugnisse des religiösen Glaubens, oder der Ausdruck eines religiös bewegten Gemüths, das sich in Begriffen auszusprechen sucht, sind. Daraus erhellet denn auch, was für Werth eine solche Form oder das Äußere in der Religion überhaupt für einen Dritten haben, und in wie weit dieser religiös durch dasselbe werden kann.

An und für sich ist das Formelle todt, kalt und ohne hohe Bedeutung. Was das Äußere werden kann, beweiset die Lehre unseres göttlichen Erlösers, die nur schon leider zu oft zum todten Buchstaben geworden ist. Wer nicht im Stande ist, durch die Hülle hindurchzubringen, und den Geist wieder in sich hervorzurufen, von dem sie ausging, für den ist und bleibt das Äußere in der Religion eine leere Form, die das Gedächtniß

*) Ueber die Bedeutungen, die das Wort Symbol von den ältesten Zeiten bis zu unsern Tagen herunter gehabt hat, findet man ausführliche Erörterungen in Creuzer's Symbolik und Mythologie der alten Völker. Theil 1.

auffaßt, in dem aber nichts von dem liegt, was man religiösen Sinn nennt.

Äußere Gebräuche, Symbole und Glaubensartikel sind gleichsam Leiter, durch die sich der religiöse Geist mittheilt. Wie leicht kann der Geist in der Mittheilung verfliegen? Selbst die Sprache des Mundes geht nicht immer so in das Ohr des Zuhörers, wie sie aus dem Geiste dessen kommt, der die Gedanken derselben in sich erzeugte; wie viel weniger kann es denn der Fall seyn in Zeichen, Symbolen und Schriften?

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß das religiöse Gefühl und der Glaube an Gott in Zeichen oder in Worten sich ausdrücken muß, wenn es für das Leben Bedeutung haben soll. Jeder Mensch thut dies aber auf seine eigene Weise. Jedes Zeichen und Wort, das aus einem rein religiösen Sinne hervorgeht, trägt die Spuren des Religiösen an sich nach der eigenthümlichen Bildung des Individuums, das sie hervorgiebt. — Doch nicht alle religiös Gesinnte werden sich in ihren Äußerungen berühren, sich treffen, sich durchdringen, sich erbauen. Dazu gehört eine besondere Gleichheit in dem Gefühle und der Denkungsart. Wer sein religiös bewegtes Gemüth fund thut, wer tiefer Stehende zu sich heraufzieht und Lichtstrahlen in ihren Geist hineinwirft, der offenbaret ihnen das Göttliche, gleichviel ob ihm der tiefer schauende Blick durch eigene Geistesbildung zu Theil wurde, oder ob er eine unmittelbare Einwirkung göttlicher Kraft auf seinen Geist vernahm. Wir brauchen hierüber nicht mit einander zu streiten, indem hier auch schwerlich des Streitens ein Ende werden möchte. Die Frage aber, in wie weit der Wunderbeweis die Wahrheit der unmittelbaren Offenbarung zu erweisen

im Stande ist, zu untersuchen und zu beantworten, liegt hier gänzlich außer dem Zwecke dieser Untersuchung.

Dies Eine wollen wir bei der Erörterung unserer vorliegenden Frage, die von dem Aeußern in der Religion handelt, noch hinzufügen, daß das Formelle in der Religion, da es sich nach Zeit und Ort gestaltet, von keinem Menschen so wird festgesetzt werden können, um für alle Zeiten und alle Völker gültig und passend zu bleiben. Für sich selbst und nach seinem religiösen Standpunkte suche daher Jeder das Göttliche auszusprechen und Andern mitzutheilen in Zeichen, Worten und Schriften, unbekümmert, wie lange diese Form sich bei der Nachwelt erhalten wird. Wie wenig kennt derjenige die menschliche Natur und menschlichen Verhältnisse, der Lehrbegriffe, Glaubens-Artikel und Definitionen für alle Zeiten und Menschen geben zu können sich anmaßt! Nur der innere Gehalt, der Geist, der sich durch dieselbe ausspricht, kann bestehen, die Hülle oder Schale muß bald als abgenutzt oder unpassend wegfallen und veralten. Je mehr ein Lehrbegriff in das Specielle geht, je mehr er auf äußere Verhältnisse Rücksicht nimmt, desto eher muß er unbrauchbar werden; je reiner er die zum Grunde liegende Idee auffaßt, desto länger wird er gelten.

Sehen wir hier hin auf den Stifter der Christlichen Religion, in dessen Geist und Gemüth das Göttliche so rein, erhaben, voll und lauter ausgebildet sich darstellte, als wir es noch nie bei einem Sterblichen gesehen haben, wie sorgfältig vermied er, es einen bestimmten Religions-Kultus, äußere Gebräuche und Glaubensformeln vorzuschreiben. Jedoch als eine rein geistige Lehre

wäre das Christenthum gar nicht mittheilbar gewesen an das Menschengeschlecht, und sie hätte keinen Eingang finden und nicht verständlich werden können bei Menschen, die nun auf einmal auf einer gewissen Stufe der geistigen Kultur standen und einen bestimmten Grad von Fassungsvermögen hatten. Was sie verstehen sollten, das mußte ihren Begriffen angemessen vorgetragen werden. — Aus diesem Grunde war es nothwendig, daß die Offenbarung die Spuren von Zeit- und Orts-Verhältnissen an sich tragen mußte, sobald sie unter ein bestimmtes Volk kommen und in das Leben eingreifen sollte.

Das Eigenthümliche der Form verliert sich im Laufe der Zeit, und umsonst würde man sich in einer spätern Zeit bemühen, die Urform wieder hervorzurufen. Auch bei dem Christenthume ist das nicht möglich; was aber auch kein Unglück für unser Zeitalter ist. Das wahrhaft Göttliche dieser Lehre liegt ja darin, daß ein Geist in ihr sich ausspricht, der die höchsten Religionsbegriffe so rein, lauter und klar in sich trägt, daß er zu allen Zeiten als der wahre anerkannt werden muß, und daß jeder Religions-Verehrer, der diesen Geist in sich aufzunehmen und auszubilden sucht, so davon ergriffen werden muß, daß er nichts Besseres und Höheres darüber zu sagen im Stande ist. *)

*) Man vermüthe nicht, als ob in dem oben Gesagten behauptet werden sollte, daß auch unsere Sacramente, so wie alles Formelle, veraltet, gänzlich außer Gebrauch kommen würden, wenn auch die Erfahrung hin und wieder dafür zu sprechen scheint. Es sind dies die einfachsten symbolischen Handlungen, in denen ein so erhabener Sinn liegt, daß sie, nach ihrer wahr-

Jetzt wenden wir uns noch zur Beantwortung unserer letzten Frage.

Um dem Gemüthe des Religionenbegriffers, der bei allem Forschen und Nachsinnen über das Wesen Gottes nichts Vollendetes herausbringt, indem es ihm im Gegentheil nur unbegreiflicher zu werden scheint, Beruhigung zu verschaffen, wollen wir uns nach den Grenzen umsehen, die dem menschlichen Geiste in seiner Religionserkenntnis gesteckt sind. Aus dieser Untersuchung wird sich ergeben, daß eine vollkommene Erkenntnis des höchsten Wesens über unser Fassungsvermögen hinausgeht und daß wir schon im Voraus sagen können, daß das gesammte Menschengeschlecht, so wie es jetzt ist, selbst bei dem glücklichsten Fortschreiten seiner Geistesaufklärung, nie zu dieser Einsicht gelangen wird; daß wir aber gar nicht Ursache haben, zu erschrecken oder trostlos zu werden, wenn wir uns hier nie zur Klarheit des Wissens erheben können, sondern stets in der subjektiven Ueberzeugung des Glaubens stehen bleiben müssen.

Die Erörterung dieser Frage führt uns in das Gebiet der Metaphysik, aus der wir diejenigen Sätze, die sich auf dieselbe beziehen und die ohne tiefere Kenntniss dieser Wissenschaft wohl verstanden werden können, hier so kurz als möglich entwickeln wollen. Wer im abstrakten Denken nicht geübt ist, der überschlage die nächsten Seiten.

Die Vernunft, der edelste und höchste Vorzug des Menschen, ist das Vermögen, zu Prinzipien

ren Bedeutung genommen, so lange ihr Ansehen behaupten werden, als die Lehre selbst als eine göttliche in Ansehen bleiben wird.

aufzusteigen, d. h. aus den durch den Verstand gebildeten Begriffen, zu deren Auffindung uns die Welt mit ihren Erscheinungen Anlaß giebt, allgemeine Grundsätze abzuleiten, oder mit andern Worten: Zu dem Bedingten der Welt das Unbedingte aufzusuchen. Wir können die Vernunft die Fähigkeit, das Absolute zu erforschen, nennen.

Obgleich nun dem Menschen eine solche Fähigkeit in der Vernunft gegeben ist, so sind wir doch in unserer Erkenntnis besondern Bedingungen unterworfen. Alles, was Gegenstand realer Erfahrung werden soll, das muß uns unter den Bedingungen, unter denen wir sinnliche Anschauungen haben können, dargestellt werden. Durch sinnliche Anschauung können wir nichts erkennen, als was uns im Raume und in der Zeit erscheint. Alles, was für uns objektive Realität haben soll, das muß sich im Raume, oder neben einander, und in der Zeit, oder nach einander darstellen. Von diesen Bedingungen können wir uns als sinnliche Wesen nicht lossagen, es wäre denn, daß wir unsere jetzige Natur ablegen könnten.

Freilich können wir die Dinge der Erscheinung außer ihrer Beziehung im Raume und in der Zeit denken, d. h. wir können einen Gegenstand der Erfahrung, als Wesen überhaupt, nach den Begriffen oder Merkmalen, unter welchen er uns erscheint, uns vorstellen. Allein so wie wir die Merkmale der sinnlichen Wahrnehmung fallen lassen, und sie uns ganz allgemein denken, so bleibt in unserm Bewußtseyn auch nichts als der Begriff von einem Etwas, dem wir, bei fortgesetzter Abstraktion, keinen andern Begriff als Merkmal als den, daß es Seyn habe, beilegen können.

Wollen wir also etwas Reales mit Deutlichkeit erkennen, so dürfen wir diese Erkenntniß nicht durch abstrakte a priori gebildete Vernunft-Begriffe bewerkstelligen wollen, sondern wir müssen uns bei diesem Versuche den Bedingungen der sinnlichen Anschauung unterwerfen. Wo wir diese verlassen, da kann nur von etwas Idealen die Rede seyn, welches gerade als solches ein Gegenstand der Anschauung werden kann, von dem wir eben daher kein eigentliches Wissen, wie es in unserm Bewußtseyn bei Dingen sinnlicher Anschauung hervortritt, gewinnen werden.

Wenn nun Gott kein Gegenstand der sinnlichen Anschauung nach den genannten Bedingungen ist, so ergiebt sich hieraus, daß die Erkenntniß des wahren Wesens desselben außerhalb der Grenzen des menschlichen Fassungsvermögens liegt. Es was noch mehr ist, wenn wir Dinge, die keine Gegenstände der Anschauung in der Zeit und im Raume sind, nach der uns sonst gewöhnlichen Art des Erkennens auffassen und beurtheilen wollen, so verwickeln wir uns in unauslöbliche Widersprüche.

Nur einen Satz wollen wir hier als Beispiel anführen, um zu zeigen, zu welchen Verwirrungen in unserer Erkenntniß es Anlaß giebt, wenn wir Dinge, die den Bedingungen der sinnlichen Anschauung nicht unterworfen sind, als solche beurtheilen wollen. Wenn wir die Dinge in der Welt als eine zusammenhängende Kette von Ursache und Wirkung betrachten, und demnach fragen, giebt es in dieser Kette ein absolut notwendiges Anfangsglied, so gerathen wir, wir mögen Nein oder Ja antworten, in einen Widerspruch.

Wenn wir jene Frage, ob die Welt einen absoluten Urheber habe, verneinen, so fällt das Widersprechende Jedem in die Augen. Denn wie läßt sich eine bedingte Reihe, in der jedes Glied an dem andern hängt, ohne ein Schlußglied denken? Wäre eine solche Reihe nicht gleich einer Kette, die in der Luft schwebte? Die Verneinung enthält für uns einen Widerspruch im Denken.

Doch wie begreifen wir die Antwort, wenn wir die Frage bejahen? Wir nehmen freilich an, daß ein absolutes Schlußglied da sey. Allein wie kann dies Schlußglied, diese letzte Ursache in sich selbst bestehen? Wo soll dies Absolute seyn? In der Welt etwa? Unmöglich; denn die Welt ist ja das Bedingte, das durch das Unbedingte bestehen soll. Wenn das Absolute in der Welt wäre, so wäre es ein Theil desselben, folglich wäre es selbst etwas Bedingtes. Können wir uns das denken?

Ist aber das Absolute außer der Welt, ist uns das klar und begreiflich? Können wir uns etwas vorstellen, was außer der Welt wäre?

Dazu kommt noch: Wenn das Absolute außer der Welt ist, und es erschafft die Welt oder das Bedingte, so tritt es durch diesen Act des Schaffens in die Zeit, folglich ist es als solches nicht mehr das ganz Absolute, sondern etwas Bedingtes. Auch hier entsteht ein Widerspruch.

Sollte uns bei solchen Widersprüchen nicht der Verstand still stehen? Wir gerathen, bei der Beantwortung unserer Frage, sowohl durch die Bejahung als auch durch die Verneinung, in einen Widerspruch, und noch dazu in einen gar seltsamen Widerspruch, den die Logik gar nicht zu dulden scheint, nach dem principio exclusi medii oder tertii, nach welchem jedem Dinge von zwei kon-

traditionell entgegengesetzten Merkmalen das eine zukommen muß.

Wir werden uns aus dieser Verlegenheit herauszufinden im Stande seyn, wenn wir bedenken, daß das logische principium exclusi medii oder tertii nur von solchen Merkmalen gilt, die überhaupt auf eine Sache anwendbar sind. Wenn ich sage, der Stock ist krank oder nicht krank, so paßt dies genau genommen nicht; denn die Eigenschaft krank seyn liegt überhaupt nicht in dem Inhalte des Begriffes von Stock.

Durch diese Bemerkung werden wir die oben betrachtete Schwierigkeit wegzuräumen im Stande seyn. Wenn wir nämlich fragen, giebt es etwas Absolutes für das Bedingte, so beurtheilen wir das Absolute nach der gewöhnlichen Anschauungsart, die wir von dem Bedingten haben. Dies dürfen wir nicht. Denn das Absolute soll ja etwas seyn, das ganz außerhalb des Bedingten liegt, und folglich gar nicht in den Kreis unserer Erkenntniß treten kann.

Wir würden also auf jene Frage antworten müssen: So weit wir die Welt nebst Allem, was darinnen ist, kennen, hängt stets das Eine von dem Andern ab, und wir mögen diese Reihe verfolgen, wie weit wir wollen, so können wir nie an ein Schlußglied kommen; die Reihe erscheint uns als eine unendliche. Von dem Unendlichen haben wir dagegen keinen Begriff und keine Vorstellung, es liegt gänzlich außer der Sphäre unserer Erkenntniß. Wir müssen diese Grenze unseres Erkenntnißvermögens als unübersteigbar anerkennen. *)

*) Vergl. Krug's System der theoretischen Philosophie, Theil 2. S. 170.

A priori oder auf dem Wege der Spekulation können wir von Gott kein Wissen haben. Dies giebt die spekulative Philosophie zu, die frei gesteht, daß sie weder über Gottes Dasein und Wesen, noch über dessen Eigenschaften eine Wissenschaft a priori aufzustellen im Stande sey.

Mancher möchte von Schrecken ergriffen werden, wenn die Philosophie sogar, die doch sonst so tief in das Wesen der Dinge einzudringen behauptet, wenn diese sogar ihre Unwissenheit hier nicht verhehlen kann, und wenn sie noch oben drein zu beweisen sucht, daß hier von einem strengen Wissen nicht die Rede seyn könne. Sollte nicht Mancher dadurch auf den Gedanken kommen, daß alles, was wir Religion nennen, nichts als ein blindes Spiel des Aberglaubens sey, der eine volle Haltbarkeit durchaus fehle? Sollte er nicht mit Betrübnis die Augenblicke für verloren halten, die er der Erkenntniß Gottes und dessen Eigenschaften gewidmet hat? sich mit Scham zurückziehen von dem abergläubischen Pöbel, der sich in solchen Blendwerken fesseln und gefangen führen läßt?

Haben wir Ursache zu erschrecken, uns zu entsetzen, zu erröthen und unsern bisher beobachteten Lebensplan zu verändern? Nein, das haben wir nicht. Vielmehr hätten wir Ursache dazu, wenn wir keinen Glauben an Gott hätten, wenn wir die Religion und den Einfluß derselben auf das menschliche Leben verachteten und verspotteten.

Fragen möchte ich nämlich: wie steht es denn mit der Erkenntniß unserer Seele? Haben wir in dieser Licht? Können wir das Wesen derselben begreifen? Die Art ihres Wirkens auf uns deutlich machen?

Wenden wir uns an die reine Psychologie, damit sie uns Belehrung verschaffe, was sind die Resultate derselben? Nicht Einen Satz von Gehaltlichkeit kann sie aufstellen. Sie fängt mit Hypothesen und Vermuthungen an, und hört auch mit denselben auf. Zu dem Ansehen einer Wissenschaft hat sie bisher noch nicht gelangen können.

Zweifeln wir aber wohl deswegen einen Augenblick an dem Dasein unserer Seele, weil wir sie nicht kennen, ihre Natur nicht begreifen können und über ihr Wesen nichts zu sagen wissen? Nein gewiß nicht. Und wir glauben nicht allein an das Dasein unserer Seele, sondern haben auch eine Seelenlehre, eine Erfahrungswissenschaft, eine empirische Psychologie, die nach den Wirkungen und Aeußerungen unserer Seelenkräfte, so wie wir dieselben in der Erfahrung wahrzunehmen im Stande sind, zusammengesetzt und auf eine wissenschaftliche Art behandelt ist.

Der Glaube, daß wir eine Seele haben, ist eben so fest als die Ueberzeugung, daß wir leben. Von der Seele selbst aber wissen wir nichts Gewisses, so viel wir uns auch auf dem spekulativen Wege versuchen und unsere Kräfte anstrengen. Die Seele des Menschen ist ein Wesen, das jenseit des Kreises unserer Anschauung und unserer Erkenntniß liegt. Wir nehmen das Dasein der Seele an, weil wir nicht anders können, weil wir zu dieser Annahme durch ein inneres Bewußtseyn gezwungen werden, nicht durch Hülfe der Spekulation.

Auf eben diesem Wege gelangen wir zu dem Glauben an das Dasein eines höchsten Wesens. Wir müssen daran glauben, oder wir müßten unsere Natur verleugnen, wir müßten unsere Ver-

nunft selbst vernichten, und mit uns selbst in Widersprüche gerathen.

Hieraus möchte man nun die Folgerung herleiten, daß, wenn Religion nicht Sache der Spekulation ist, wenn die Erkenntniß derselben nicht unmittelbar philosophisch begründet werden kann, die Philosophie es sich durchaus nicht anmaßen dürfe, diesen heiligen Boden zu betreten, auf dem sie nur Unheil, Verwirrung stiften könne.

Diese Folgerung kann nicht als richtig anerkannt werden. Die empirische Psychologie kann uns hier als Beispiel dienen. Auch in der Psychologie giebt es kein Wissen a priori. Soll aber daher die Philosophie sich gänzlich entfernt halten von der Seelenlehre? Niemand wird dies zu behaupten wagen. Denn wenn es keine reine Seelenlehre giebt, so heißt das, wir können durch spekulatives Denken aus dem Begriffe der Seele ihr wahres Wesen, ihre Eigenschaften und die Art ihres Wirkens uns nicht erklären, sondern wir müssen, durch Erfahrung geleitet, allgemeine Schlüsse und Folgerungen zu gewinnen suchen. Kann aber das, zu dessen Erkenntniß uns die Erfahrung den ersten Anstoß giebt, nicht nach den Prinzipien der Philosophie behandelt werden? Muß man nicht versuchen, das in einzelnen Fällen der Erfahrung sich darbietende als Beitrag zu sammeln, es zu ordnen, zu vergleichen, um so allmählig von Stufe zu Stufe zu sicherer Erkenntniß in der Wissenschaft aufzusteigen?

Auch den Begriff des höchsten Wesens können wir nicht durch Spekulation zur klaren Deutlichkeit entwickeln. Der Anfangspunkt der Religion und der Religionserkenntniß liegt in der praktischen Vernunft. Die Einrichtung der Natur und des Menschen, nebst den Erscheinungen,

die sich in derselben und an demselben darbieten, geben die erste Veranlassung zum Nachdenken über Gott. Wir sammeln das Zerstreute, und bilden allmählig ein zusammenhängendes Ganze. Durch das Denkvermögen erheben wir uns vom Begriff zu Begriff, zu allgemeinen Grundsätzen und Prinzipien, so wie sie in dem behandelt werden, was wir Wissenschaft nennen.

Werfen wir hier zum Schlusse einen Rückblick auf das Ganze, so möchten folgende Sätze sich uns als Resultate ergeben:

1) Der Mensch ist ein Wesen, welches in sich das Bewußtseyn einer denkenden und wollenden Kraft trägt. Das Bewußtseyn ist der Anfangspunkt alles Wissens, eines Wissens, das keines Beweises bedarf; denn es ist selbst klarer als jeder Beweis, den man aufstellen könnte, um es klar zu machen.

2) Unser Geist ist mit dem Körper auf das innigste verbunden, wodurch er als Erscheinung in das Leben eintritt. Er ist in diesem Zustande einer eigenthümlichen Art, die Dinge, die ihn umgeben, aufzufassen, unterworfen. Aus diesem Verhältnisse kann er hier nie heraustreten. Was er als Gegenstand der Anschauung vernehmen soll, das muß sich diesen Bedingungen unterwerfen, es muß in der Zeit oder im Raume erscheinen. Dinge, so vernommen, haben für ihn ein reales Dasein. — Doch ob diese Dinge, die ihm erscheinen, so sind, wie sie ihm erscheinen, vermag er auch nicht einmal zu beweisen; was übrigens noch gar kein Beweis ist für den kosmothetischen Idealismus.

3) Vermöge seiner Denkkraft bildet der Mensch sich Vorstellungen von allen Dingen, die ihn umgeben. Nur die Vorstellungen, die der Mensch

abstrahirt hat von Dingen, auf die er durch Erfahrung zuerst hingeleitet wird, erscheinen ihm als völlig klare.

4) Der Mensch bleibt mit seiner Geistesfähigkeit nicht stehen bei den Gegenständen der Anschauung, oder bei den Erscheinungen in der Zeit und im Raume, sondern er hat das Vermögen, das Materielle, von dem die Vorstellung ausging und das dem Geiste zuerst noch mit gegenwärtig ist, fallen zu lassen, und durch Abstraktion sich zu allgemeinen Begriffen zu erheben. Er kann sich emporschwingen über das Sinnliche, und in seinem Geiste den Begriff des Uebersinnlichen entwickeln, eine Funktion des Geistes, dessen erster Anstoß aus den Erscheinungen der Welt herzuleiten ist.

In der Fähigkeit, das Uebersinnliche auffassen zu können, begründet sich die Möglichkeit der Religionserkenntnis. Auf diesem Wege bildet der Mensch den Begriff eines geistigen Wesens, das er als Schöpfer, Regierer und Vater der Welt und der Menschen verehret.

5) Die klare Erkenntnis des göttlichen Wesens liegt jenseit der Grenzen unsers Erkenntnisvermögens. Daher bleibt das Wesen Gottes, die Art seines Wirkens auf die Welt, ein undurchdringliches Rathsel und Geheimniß.

6) Das Geheimnißvolle in der Religion schadet der Festigkeit unseres Glaubens an Gott nicht. Zu diesem Glauben führt uns unsere Vernunft auf einem andern Wege. So lange der Mensch seine Vernunft nicht verleugnet, kann er den Glauben an das Dasein Gottes gleichfalls nicht ableugnen.

7) Die wahre Religion ist nicht Sache des Verstandes allein, sondern sie muß übergegangen seyn in das Gemüth; sie ist auch Sache des Her-

zens. Der Mensch muß seinen Glauben an Gott in sich selbst gebildet haben; er muß mit Innigkeit überzeugt seyn von dem, was er Glaube nennt. Nichts ist verderblicher, als wenn Jemand eine gewisse Anzahl von trockenen Begriffen, Glaubenssätzen und Definitionen nachbetet, sorgfältig im Gedächtnisse bewahret, und als eine todte Masse bei sich herumträgt. Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig.

8) Der ächte religiöse Glaube muß sich auch im Aeußern kund thun. Das Wie läßt sich nicht im Allgemeinen bestimmen. Die sogenannte allgemeine Vernunftreligion, die sich nirgends im Leben kund thut, ist auch nichts als ein leerer Name, ein unbestimmter Begriff.

9) Der Anfangspunkt der Gottesverehrung zeigt sich in einzelnen Handlungen, die allein in der Absicht verrichtet werden, um sich das Wohlgefallen des höchsten Wesens zu erwerben.

Das höchste Ziel der Gottesverehrung ist da erreicht, wo das ganze Leben ein Gottesdienst geworden ist, wo wir in Gott leben, weben und sind.

Schulnachrichten.

Die Veränderungen, welche die hiesige Schule in dem vorigen Jahre erfahren hat, sind theils durch den Abgang von zwei Lehrern, theils durch den Zuwachs der Schüler, bei welchem die bisherige Klassenabtheilung nicht völlig genügte, veranlaßt worden.

Die Stelle des Subrectors, die um Michaelis erledigt wurde, was schon in dem vorigjährigen Programme angezeigt worden ist, hat der Herr Candidat Matthai, der seit anderthalb Jahren Gehülfs-Lehrer in den obern Klassen gewesen ist, erhalten. Die zweite Lehrerstelle, die der Herr Conrector Lübs 6 Jahre mit Treue und Gewissenhaftigkeit bekleidet hat, ist, nachdem derselbe zum Prediger in Neuhaus berufen und um Ostern dahin abgegangen war, dem Herrn Candidat Maß, der 4 Jahre Grammaticus an dem Gymnasio zu Stade gewesen, verliehen worden, deren Funktionen er mit sehr thätigem Eifer angetreten hat.

Bei diesem Wechsel ist es zugleich von hoher Provinzial-Regierung zu Stade genehmigt worden, daß bei der gegenwärtigen Frequenz der Schule, indem die Zahl der Schüler um Dstern bis auf 105 gestiegen ist, von welchen über die Hälfte in den obern Klassen sind, ein eigener Gehülfslehrer für den Unterricht in Prima und Secunda angestellt würde. Dem Subrektor ist diese Stelle anvertrauet worden. Dafür hat der Grammatikus den lateinischen Unterricht in Tertia übernommen, und seine Klasse an den Collaborator abgetreten. Der Unterricht des Lehrers für die fünfte Klasse wird seit dieser Zeit, da dieselbe jetzt nicht stark besetzt ist, (sie zählt nur 12 Schüler) von einem für die Akademie reifen Schüler der ersten Klasse besorgt. Dieser Schüler besucht selbst diejenigen Lehrstunden, die ihm nöthig und nützlich sind, und giebt außerdem 15 Stunden Unterricht in Quinta unter meiner besondern Aufsicht und Leitung, indem ich monatlich eine Stunde in seinem Unterrichte gegenwärtig bin, um die Lehrmethode desselben zu beobachten, und wenn sich etwas Fehlerhaftes findet, dasselbe durch Erinnerungen zu verbessern, so wie auch, um mich von den Fortschritten der Schüler zu überzeugen und Erkundigungen über das Betragen derselben einzuziehen. Der Versuch des ersten Jahres hat die Erwartung nicht getäuscht, und es wird sich, so lange die Anzahl der Schüler in Quinta nicht bedeutend stärker wird, dem Bedürfnisse des sechsten Lehrers auf diese Weise noch ferner abhelfen lassen. — Für einen jungen Studirenden, der Neigung fühlt, sich dem Schulfache in Zukunft zu widmen, ist dieser Lehr-Cursus eines Jahres eine gute Vorübung, und für unbemittelte zugleich eine Unterstützung, da der Schüler, der diese

Stunden giebt, jährlich, außer der freien Schule, 100 Rthlr. und einen freien Tisch erhält.

Bei dem jetzt vermehrten Lehrer- Personale hat denn auch mehr, als es früher möglich war, für eine genauere Absonderung der Schüler in den Stunden der stilistischen Uebungen gesorgt werden können, so daß die erste Klasse jetzt zwei Abtheilungen, Prima und Selecta, bildet. Die Selectaner haben jetzt sieben Stunden Latein allein, in welchen sie schwere Classiker lateinisch interpretiren und Disputir- Uebungen in lateinischer Sprache anstellen; auch werden ihnen in diesen Stunden ihre schriftlichen Ausarbeitungen corrigirt mit den nöthigen Bemerkungen zurückgegeben. Bei dieser Trennung der Schüler der ersten Klasse kann der Lehrvortrag mehr den Kenntnissen derselben angemessen eingerichtet werden, und es ist einem Jeden unter ihnen gewiß sehr nützlich, dem Unterricht in Selecta wenigstens ein halbes Jahr beizuwohnen, was die künftigen Juristen nicht alle genugsam einsehen wollen, unter denen einige aus Prima zur Akademie abgehen, bevor sie für Selecta reif befunden werden.

Eine andere Einrichtung, die seit Ostern hier eingerichtet worden ist, ist die Conferenz, zu der die Lehrer sich monatlich vereinigen, um sich über die Angelegenheiten der Schule mit einander zu besprechen. Außer diesen monatlichen Conferenzen werden nach den Oster- und Michaelis- Ferien allgemeine Censuren, nach den von jedem Lehrer zu führenden Censur-Büchern, in Gegenwart der ganzen Schule gehalten.

Möchten doch alle Kellern ernstlich darauf halten, daß ihre Söhne pünktlich bei dem Ablaufe der Ferien hier wieder einträfen, um bei diesem Acte gegenwärtig seyn zu können! In diesem Stücke fallen noch immer einige Unordnungen vor. Auf die Minute beobachten freilich alle den Glockenschlag des Ferien-Anfangs; ja, es fehlt nie an Supplikanten, die einige Stunden früher abzureifen wünschen. Doch mit der Rückkehr nehmen es Manche gar nicht so genau; da giebt es fast jedesmal Nachzügler. Versäumnisse der Art müßten diejenigen, die in jeden Ferien zu Hause reisen und es der Nähe wegen süglich können, sich gar nicht zu Schulden kommen lassen; da hier jährlich 4 Male 14 Tage Ferien gemacht werden. Schülern aus entfernteren Gegenden, die 3 oder 4 und mehrere Tage zur Reise nöthig haben, und deswegen nur selten zu den Ihrigen reisen können, werden die Lehrer gern eine Verlängerung bewilligen. Freilich können die Saumseligen zur Strafe gezogen werden; allein weit lieber ist es dem Lehrer, wenn die Kellern ihn durch ihre Mitwirkung dieser Nothwendigkeit überheben.

Was übrigens die Disciplin auf einer öffentlichen Schule betrifft, so lassen sich wohl allgemeine Grundsätze, nach welchen die Strafen bestimmt werden, angeben, allein an die Entwerfung eines ausführlichen Straf-Codex wird derjenige nicht denken, der das Verhältniß, in welchem der Lehrer zu seinen Schülern steht, richtig zu beurtheilen und zu schätzen weiß. Das Unpassende und Unanwendbare eines solchen Versuches leuchtet daraus auf das klarste ein, daß ein Lehrer nicht zu vergleichen ist mit dem Richter der bürgerlichen Gesellschaft, der die That, und nicht die

Absicht und die Gesinnung, zu ermessen und mit der nach den Buchstaben des Gesetzes bestimmten Strafe zu belegen hat. Der Lehrer ist zugleich Erzieher, dessen höchster Zweck es ist, aus seinen Schülern sittlich gute Menschen zu bilden. Die That ist ihm eben deswegen in manchen Fällen ohne Bedeutung; denn er sucht die Gesinnung zu beurtheilen, die sich durch dieselbe ausdrückt. Er wird stets solche Maaßregeln zu ergreifen suchen, durch die er eine Aenderung der Gesinnung glaubt bewirken zu können. Auf die Strafe, in so weit sie als etwas Formelles vollzogen wird, kann er kein Gewicht legen, denn als eine solche kann sie nichts anders als höchstens Furcht bewirken, mit der ihm in dem innigen Verhältniß, das in Liebe und Achtung begründet seyn muß, wenig gebient seyn kann. Unnachlässige Bedingung für den Lehrer einer öffentlichen Schule ist persönliche Achtung bei seinen Schülern, die er nur durch das, was er ihnen ist und leistet, nicht aber durch äußere Zwangsmittel gewinnt.

Hieraus ergiebt sich, wie unausführbar es ist, für die Vergehen der Schüler ein besonderes Gesetz festsetzen zu wollen, dessen Beistiger diejenigen, die sich ein Vergehen haben zu Schulden kommen lassen, gar nicht kennen und die überhaupt vom Schulfache keine Kenntnisse haben, als die sie vielleicht aus der Erfahrung ihrer eigenen Schuljahre mitgebracht haben.

Käme es bei der Schul-Disciplin darauf an, die That als That zu strafen, so möchten solche Richter immerhin gegen den Inculpaten

ein inquisitorisches Verfahren einleiten, und nach dem Ergebniß der Acten ein rechtskräftiges Urtheil sprechen. Allein in der Schul-Disciplin ist selten nur von der Beurtheilung eines einzelnen Wortfalles die Rede. Das ganze Betragen des Schülers, die Art und Weise seines Benehmens gegen den Lehrer, selbst der Ton und Ausdruck seiner Stimme, — Dinge die nur der richtig beurtheilen kann, der den Schüler genau kennt, oder bei seinem Vergehen gegenwärtig war, — muß in Erwägung gezogen werden, und dies die Strafe entweder schärfen oder mildern. Wie oft wird nicht der Fall eintreten, daß der Lehrer ein Vergehen bei einem Schüler kaum mit Worten rügt, was er bei einem Andern ernstlich ahnden zu müssen glaubt. — Kann aber in einem solchen Falle wohl von Partheilichkeit des Lehrers die Rede seyn? Mögen die Schüler in einzelnen Fällen sich das einbilden; es ist ein Zeichen ihrer beschränkten Urtheilskraft.

Darf man nun aber aus dem Gesagten die Folgerung ziehen, daß der Lehrer freie Hand in dieser Hinsicht behalten wolle, um despotisieren zu können? Will er etwa nach Belieben verfügen und gar keiner Rechenschaft über sein Verfahren unterworfen seyn? Da müßte er wahrlich einer kleintlichen Herrschsucht ergeben seyn! Nein, er will nur nicht, daß ein Verhältnis, das so zart ist, wie das zwischen Aeltern und Kindern, durch fremde Einnischung verletzt werde, und dadurch seine innere Kraft und Wirksamkeit verliere. — In einem Wirkungskreise, den der Mensch nach eigenen Einsichten und eigener Ueberzeugung gebildet, bewegt er sich in der Regel mit der größten Leichtigkeit. Soll er bei einem großen Werke,

dessen Gedeihen nicht durch mechanische Verrichtungen, sondern durch Eifer, Energie und freie Willensthätigkeit erreicht wird, sicher seine Bahn verfolgen, so darf er nicht gezwungen werden, Maaßregeln anzuwenden, die gegen seine Ueberzeugung streiten.

Der Lehrer ist freilich nicht vollkommen; seine Lehrmethode und seine Verfügungen in der Disciplin sind einer Verbesserung fähig. Ja, Andere, die sich klüger dünken als er, mögen überzeugt seyn, daß sie an seiner Stelle viel weiser und dem Schulzweck angemessener verfahren würden; sollen sie ihm aber deswegen ihre Ansicht mit Gewalt aufdringen, und ihn so von einer Bahn reißen, die er sich selbst geobnet hatte? Ist es im Leben nicht sehr oft rathsamer, kleine Mißverhältnisse zu übersehen, als durch Hinwegräumung derselben das Ganze in seiner Grundlage zu erschüttern und es dem Umsturz nahe zu bringen?

Das Verhältnis eines Lehrers zu seinen Schülern ist so beschaffen, daß jener das volle Zutrauen besitzen muß, daß er die ihm verliehene Macht nie mißbrauchen werde. Dieses schenke man ihm so lange, als bis die Erfahrung das Gegentheil hinlänglich erweist. Gerath derselbe auf Abwege, so daß der Zweck seiner Bestimmung nicht erreicht werden kann und seine Verkehrtheiten die Früchte seiner Bemühungen vernichten, so warne man ihn und zeige ihm einen bessern Weg. Fruchtet das nicht, so ist er des Postens, den man ihm anvertraut hatte, unwerth, und es kann nur in der gänzlichen Entfernung desselben eine radikale Heilung der Uebel gesucht werden.

Ueberdies läßt sich auch gar nicht absehen, warum ein vernünftiger Lehrer nicht mit allem Ernst darauf sinnen und bedacht seyn sollte, angemessene Strafen für die Vergehungen der Schüler auszuwählen, da eine zu große Strenge einen Mangel an Liebe gegen dieselben verrathen, und eine zu große Nachsicht, Unordnung und Zügellosigkeit herbeiführen würde. Wenn bei der in den letztern Jahren vermehrten Schülerzahl das Bedürfniß einer angemessenen Disciplin eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient, und diese Rücksicht mich zu einer Darlegung meiner Ansicht über diesen Gegenstand bestimmte, so fühle ich mich zugleich verpflichtet, das ehrenvolle Zutrauen, mit welchem die Königliche Provinzial-Regierung zu Stade diese Schuldisciplin bisher der eigenen pflichtmäßigen Sorgfalt der hiesigen Schullehrer überließ, so wie die Freigebigkeit, mit welcher sie für das Wohl der hiesigen Lehranstalt sorgte, dankbarlichst anzuerkennen. Auch die verehrungswerthen Inspectoren dieser Schule haben sehr richtig die Puncte zu treffen gewußt, in welchen ihre Aufmerksamkeit und Beobachtung heilsam und nützlich seyn mußte. Unter solchen Verhältnissen kann es nicht fehlen, daß die Lehrer dieser Anstalt sich eines beneidenswerthen Looses zu erfreuen haben werden, so lange sie ihre Pflicht mit Eifer, Treue und Gewissenhaftigkeit erfüllen.

Dazu kommt auch noch der Umstand, daß die Schüler dieser Anstalt nur höchst selten sich solcher Vergehen schuldig machen, die mit einer strengen Strafe belegt zu werden verdienen. Es leitet sie der Geist der Folgsamkeit und des Gehorsams, obgleich es nicht fehlen kann, daß Einzelne unter der ganzen Menge, vom Irrthum geblendet, hin

und wieder auf Abwege gerathen, so daß sie durch ernsthaftes Mittel zurückgeführt, oder, wenn ihr verstockter Sinn sich auf keine Weise beugen lassen will, gänzlich entfernt werden müssen.

Dürfte ich bei dieser Gelegenheit den auswärtigen Aeltern noch einen Wunsch äußern, so ist es der, daß sie, wenn ihre Vermögensumstände es gestatten, ihre Söhne möglicher Weise lieber bei gebildeten Familien in die Kost zu geben suchen, als daß sie zugeben, daß dieselben sich in einem Bürgerhause einmieten und sich daselbst ihren eigenen Tisch halten. Hiezu scheinen jetzt manche Schüler Neigung zu haben, die sie ihren Aeltern durch die Vorstellung, daß sie so am wohlfeilsten leben könnten, zu verlocken suchen. Allein eigentlich ist es bei ihnen das Streben, sich jeder Aussicht auf ihr Betragen gänzlich zu entziehen, was sie solche Wohnungen suchen läßt. Sie wollen einen Hauswirth haben, nach dem sie sich in keinem Stücke zu geniren brauchen, und dem sie allenfalls befehlen können. Sie wollen eigentlich hier schon ein Studentenleben führen, was nicht wünschenswerth seyn kann, da die Zeit, in welcher in der Regel die feinen Sitten sehr vernachlässiget werden, noch lange genug dauert.

Vielleicht ist es auswärtigen Aeltern angenehmer zu erfahren, zu welchem Preise ihre Söhne hier unterhalten werden können, weswegen ich ihnen hier einiges darüber mittheilen will. Das Minimum der jährlichen Unterhaltungskosten ist 80 Rthlr., und das Maximum 150. Wer wohlfeil leben will, der kann für 30 Rthlr. ein Zimmer nebst der nöthigen Heizung und, nach Abzug der Ferienzeit, den Mittags- und Abend-Tisch für

50 Rthlr. haben. Wer sich bei einer gebildeten Familie in die Kost giebt, bezahlt, wenn er kein Zimmer für sich allein verlangt, 100 bis 120 Rthlr., und für ein eigenes Zimmer nebst Licht, Feuerung und Wäsche 130 bis 150 Rthlr. in Golde. Das Schulgeld beträgt in den untern Klassen 12, in den mittlern 18 und in Prima 21 Rthlr. in Conventions-Münze. Nach diesen Angaben wird sich die gesammte Ausgabe für ein Jahr leicht veranschlagen lassen.

Auch halte ich es für Pflicht, um den Gefühlen der Dankbarkeit Raum zu geben, ein Paar frohe Ereignisse, deren sich die Schule in dem vergangenen Jahre zu erfreuen gehabt hat, zur öffentlichen Kunde zu bringen. Das eine betrifft die Vergrößerung der Schulbibliothek, auf die seit dem Jahre 1817 Summen verwandt werden, die sie in der Zukunft zu einem Institute von Bedeutung machen werden. Für die 3 nächsten Jahre hat die hohe Provinzial-Regierung zu Stade einen Zuschuß von 300 Rthlr. bewilliget.

Hiezu kömmt noch ein zweites, indem der verstorbene Legations-Rath Stöver aus Hamburg, der hier zu Verden geböhren ist, der Schule zwei kostbare Vasen von Porphyrr, die ihm von dem Könige von Schweden geschenkt sind, in seinem Testamente vermacht hat.

Am Tage der hier angekündigten Redefestlichkeit werden dieselben in dem Hörsaale der ersten Classe aufgestellt werden.

Zur Akademie sind im vorigen Jahre folgende Schüler abgegangen:

Carl Friederich Wynneke aus Verden.

Carl Friederich von Dmpteda aus Verden.

Abolph Haltenhoff aus Verden.

Georg Christian Philippi aus Burg.

Carl Georg Ludwig Hüpeden aus Hoya.

Friederich August Meyer aus Bederkesa.

Heinrich Bernhard Niemeyer aus Verden.

Georg August von Ahfen aus Rethen.

Johann Friederich Matthäi aus Sameln.

Johann Friederich Bohn aus Wittlohe.

Ernst Joachim Kerstens aus Bargstedt.

Gegen Keinen derselben wüßte ich einen Tadel von Erheblichkeit vorzubringen. Auch ist Niemand unter ihnen völlig unreif für die akademischen Lehrvorträge abgegangen, obgleich es Ein-

gen sehr heilsam gewesen seyn würde, wenn sie noch ein halbes Jahr hier geblieben wären.

Eine besondere Empfehlung verdienen Hüperden, Philippi und Wynecke.

Die Redner des Tages sind:

Friederich Jacobi wird den Unterschied zwischen Leichtsin und Frohsinn erörtern.

Conrad Diederich Rohdenburg wird Carl den Großen und Friederich den II. als Fürsten und Menschen zusammenstellen.

Johann Plate wird den hohen Werth einer gründlichen Gelehrsamkeit in lateinischer Sprache darzustellen suchen.

Friederich Engelsen wird zeigen, mit welcher Thorheit so manche Menschen das Geld zu ihrem Abgott machen.

Carl Otto Johann Heinrich Küper wird den Charakter des Kaisers Nero nach seinen Hauptzügen schildern.

Gustav Burchard Wynecke wird die Wahrheit des Ausspruches des Joubenal: Nobilitas sola atque unica virtus in einer lateinischen Rede darzuthun sich bemühen.

Johann Friederich Wilhelm Halle wird die Frage beantworten: Ist die Vaterlands-Liebe in unsern Tagen noch eben so feurig, als sie es bei den Vätern des Alterthums war? Am Schluß seiner Rede wird er fromme Wünsche für das Heil unsers Allergnädigsten Königs, Georg des Vierten, und dessen ganzes Haus aussprechen.

Um Nachsicht und ein schonendes Urtheil bitte ich gehorsamst im Namen dieser jungen Redner, die fast alle den Erstlingsversuch im öffentlichen Reden an diesem Tage machen. Daß sie sich eines zahlreichen Zuspruches werden zu erfreuen haben, glaube ich hoffen zu dürfen, da das hiesige geehrte Publikum die Versuche dieser Art bisher auf eine so theilnehmende Weise aufzunehmen, und selbst die schwächern unter den aufstretenden Rednern durch eine nachsichtige Beurtheilung zu ermuntern weiß. Mit dem innigsten Danke schätze ich diese gütige Aufmerksamkeit, in welcher ich einen nicht unbedeutenden Lohn meiner Bemühungen genieße; weswegen ich diese Gelegenheit um so freudiger ergreife, den Gönnern und Freunden der hiesigen Schule meine ungeheuchelte Hochachtung und Ergebenheit zu bezeugen.